

Beilage zur Weißeritz-Zeitung

Nr. 204

Donnerstag, am 2. September 1926

92. Jahrgang

„Zehn Bauerngehöfte niedergebrannt.“ In der Gemeinde Maschakotten (Westböhmen) brach ein Brand aus, dem zehn Bauerngehöfte mit der ganzen Ernte und allen landwirtschaftlichen Maschinen zum Opfer fielen. Den Schaden schätzt man auf drei Millionen Kronen.

„Bewaffneter Überfall auf eine Bank.“ Am hellen Tage drangen bewaffnete Verbrecher in eine Warschauer Bank ein. Es fielen ihnen 10 000 Blotz in die Hände. Der Vorfall war von Passanten bemerkt worden, die alsbald die Verfolgung der Räuber aufnahmen. Diese zwangen darauf den Chauffeur eines Autos mit vorgehaltenem Revolver, sie aufzunehmen. Als sie bemerkten, daß der Chauffeur auf dem Theaterplatz die Richtung auf die berittenen Polizeiposten einschlug, schoss einer der Banditen auf die Polizisten, von denen einer getötet wurde, worauf alle drei den Wagen verließen und zu Fuß weiterflüchteten. In diesem Augenblick gab ein Verfolger drei Schüsse ab, die einen Räuber tot niederstreckten. Der zweite Räuber lief in die Arme eines ihm sich entgegenstellenden Passanten und wurde festgenommen, während der dritte entkam. Im Verlauf der Schießerei wurden außer dem Polizisten ein Passant getötet und zwei Passanten verletzt. Ungeheures Aufsehen erregte später die Entdeckung, daß der Spitzführer der drei Revolverhelden der Polizeiwachmeister Jarewski war. Einer der Mittäter ist ein Student.

Meine Nachrichten.

* Der Regierungsrat Paul v. Somnitz aus Grabow bei Rauenburg i. P. wurde in Berlin von einem Kraftwagen angefahren und zu Boden geschleudert. Der Regierungsrat hat nicht unwesentliche Verletzungen erlitten.

* In Dortmund erschoss ein Schupowachmeister seine Frau und tötete sich selbst. Das Motiv zu der Tat ist noch nicht bekannt.

* Von dem Dorfe Ried im Bistal, das aus 19 Häusern besteht, sind, einer Münchener Meldung zufolge, nachts 15 Häuser niedergebrannt. Der Brand ist auf die Unvorsichtigkeit eines Betrunknen zurückzuführen, der mit verbrannt ist.

* Bei einem Bauunglück in der Gegend von Budapest sind sechs Männer und eine Frau ums Leben gekommen.

Rundfunk.

X Die Deutsche Funkausstellung 1926 wird am 13. September im Funkhaus in Berlin-Bibleben eröffnet.

Öffnet. Zugleich mit der Eröffnung findet die Einweihung des neuen Funkturmes, der eine Höhe von 138 Metern aufweisen kann, statt. An der Ausstellung beteiligten sich mehr als 200 Firmen, sodaß bereits längst alle verfügbaren Plätze vergeben sind. Es werden sich dem Besucher auch diesmal zahlreiche wichtige Neuerungen darbieten, die so recht beweisen, wie sehr sich auf dem Gebiete des Rundfunks alles in stetig fortschreitender Entwicklung befindet. Von besonderem Interesse ist noch, daß auf der Funkausstellung diesmal die Funkstunde mit einer eigens für diesen Zweck geschaffenen Revue an die Öffentlichkeit tritt, deren Aufführung mit großer Spannung entgegengesehen werden darf. Auch durch zahlreiche bedeutende Vorträge wird man versuchen, in immer noch weiteren Kreisen das rechte Verständnis für den Rundfunk zu wecken.

Altweibersommer . . .

Es ist nicht ganz verständlich, weshalb sich nur etwa „alte Weiber“ an einem freundlich auslaufenden Sommer ergötzen sollen. Ueberhaupt dieses boshafte „Ungalante! Zum allermindesten müßte es doch „Altdamensommer“ heißen.

Die Herren von der Fakultät der Wetterkunde wollen wissen, daß in diesem Jahre der Altdamensommer — wollen wir als wohlherzogene Menschen schon die galantere Bezeichnung zum Prinzip machen! — ausgesucht schöne Bitterung bescheren werde. Auf gut deutsch: die alten Damen und mit ihnen alles, was da lebt und atmet, werden an ihm seine Freude haben.

Rein wirtschaftlich betrachtet, ist der Altdamensommer nicht sehr geeignet, besonders rosigte Stimmungen auszulösen. Was man so die Wochen des Altdamensommers nennt, sind für Viele nur Wochen raffiniertester Rechenkunststücke. Es heißt Vorsorge treffen für die kalte Jahreszeit, die vielleicht eher, als man es ahnt, hereinbrechen kann. Es muß für Heizung, warme Kleidung und so manches andere gesorgt werden. Zu allem Ueberfluß an Sorgen hat man möglichstweise auch noch unbeglichene Steuerzettel hinterm Spiegel stecken, mit dem drohenden Fingerzeig auf der Rückseite, daß laut Paragraph soundso bei unpünktlicher Zahlung — eine unangenehme Zigarre zu gewärtigen ist. Das ist der Altdamensommer in Wirklichkeit!

Aber gerade deshalb wollen wir es ihm danken, wenn er durch eine wohlaufliegende Bitterung für etwas bessere Mienen sorgt, denn die gute Laune der Menschen ist ja kaum abhängiger als von der Bitterung.

und wenn wir eben gut gelaunt sind, geht alles bedeutend besser, — einzig und allein ausgenommen das Steuerzahlen . . .

Scherz und Ernst.

U. D. S. hilft? Nach einem Kopenhagener Bericht müssen die dänischen Ländholzfabriken jetzt auf ihre Streichholzschachteln die Warnung aufdrucken: „Nachfolgende Handhabung wird bestraft!“ Die dänische Stelle, die diese Vorschrift erlassen hat, vergaß leider, die kleinen Kinder, die mit Streichholzern spielen, auch frühzeitig genug lesen zu lassen.

Rundfunk Leipzig (Welle 482), Dresden (Welle 294)
Mehntags: 10: Wirtschaft, © 11.45: Wetter, © 12: Mittagsmüll, © 12.55: Sonntags-Jah. © 1.15: Uhr, Presse, © 2.45: Wirtschaft, © 3-4: Adagio, Rundfunk Deutsche Welle 180, © 8.25: Berl. Dresden, Prob. Hörk. © 8.30: Konzert des Leipz. Rundf. © 8: Märk. Rundf. © 8.45: Ankl. on die Adressverhältnisse: Dresd. Sport kl.

Freitag, 3. Sept. 4: Aus Neuerscheinungen auf dem Bühnenmarkt. © 4.30: Leipziger Rundfunk. © 5.30: Ankl. der Tagung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie in Dresden: Ueber die Rede des Reichsministers Stresemann über „Deutsche Exportförderung im Rahmen der Weltwirtschaftspolitik“. © 7: Direktor Hof: „Das Ergebnis der Leipziger Messe.“ © 7.45: Opern. Mitt.: Charlotte Piered (Soprano), F. Böttner (Tenor), H. Stod (Klavier). Verdi: Arie der Amelia, Arie des Riccardo und Duett Riccardo-Amelia aus „Ein Waisenball“. (Charlotte Piered und Fritz Böttner). — Verdi: Duett Desdemona-Othello und Othello's Tod. — Wagner: Arie der Elisabeth „Dich teure Halle grüß ich wieder“. Cavatine des Erik aus „Der fliegende Holländer“. © 10.15: Deutscher Mandolinisten- und Gitarrentenbund, Ortsgr. Dresden. Musikst. Zur Festesweibe (Gymn.). — Schuppe: Barockphrasen über das Lied „Wie's daheim war“. — Czibulka: Liebeslied nach dem Ball. — Dohert: Biwa-Treibe (Marsch). — Kamiet: Preludio. — Joh. Strauß: Rosen aus dem Süden. — Gwetz: Engellied. — Rollmanek: Volksliedertanz. — Musikst.: Jubiläums-Marsch.

Feuer am Nordpol

Kulturroman von Carl-August v. Saffers

(2. Fortsetzung.)

Nach weiteren zwölf Stunden fühlte Sanders sich so weit hergestellt, daß der Arzt eine Überführung nach Riffingen gestattete.

Ich reife morgen nach Kalmikowstaja, wo meine Anwesenheit dringend erforderlich ist, denn unser Projekt

wird jetzt spruchreif und bedarf angestrengtester Tätigkeit. Ich bin, hochverehrte Fürstin, Ihr aufrichtig ergebener
Georg Nagel.

Telegramm an Sanatorium Schönblick in Rissingen:

Ich bitte, mir vom B. ab Zimmer mit Salon und Bad zu reservieren.
Fürstin Linda Labory.

Vierter Teil.

Erstes Kapitel.

Paul von Günther hatte als junger Generalstabsoffizier im Weltkrieg der Obersten Heeresleitung angehört und hier sein angeborenes Organisationstalent vervollkommen. Da das stark verfeinerte deutsche Heer seinem Ehrgeiz nicht mehr genügte, suchte er eine Ausfertigung in der Industrie.

Zwei Jahre arbeitete er hart und unbeachtet in untergeordneten Stellungen, zuletzt in der Marienschen Flugzeugfabrik in Gotha. Ein Zufall brachte ihn mit seinem Chef in nähere Verbindung, der alsbald seine Begabung erkannte. Jetzt ging es Schritt für Schritt aufwärts, und kurz vor der Verhaftung von Martens erhielt er die Stellung als stellvertretender Direktor. Einige Zeit später wurde er durch Vermittlung von Hagen beauftragt, die Fabrik in Gotha allmählich aufzulösen und mit allem Personal nach Kalmikowstaja überzusiedeln. Hier traf er den glücklich befreiten Martens wieder, auf dessen Empfehlung ihm die Einrichtung der Operationsbasis in Archangelsk übertragen wurde.

Mit einem Stabe von Gehilfen, der sich aus Technikern, Ingenieuren, Kaufleuten und ehemaligen Offizieren zusammensetzte, trat er seinen neuen Posten an. Auch eine Anzahl sachverständiger und ortskundiger Russen teilte Stratow ihm zu.

Nun folgte ein halbes Jahr angestrengtester Tätigkeit. Mitte Juni des nächsten Jahres waren dann alle Vorbereitungen vollendet, und auf eine bringende und ungeduldige Anfrage Nagels schickte Günther folgendes Telegramm nach Uralst:

„Ausgänge des Weissen Meeres immer noch von starker Eisbarriere verschlossen. Durchbruch mittels Eisbrecher nicht vor vier Wochen aussichtsreich. Schlage vor, das Nowaja-Semlja-Projekt fallenzulassen.“

Drei Tage später trafen Nagel und Stratow in Archangelsk ein. In den weitläufigen Gegenden der ehemaligen Arktik-Walfischfang-Gesellschaft war der Stappenhauptort der germano-russischen Nordlandkompagnie untergebracht. Einige gut eingerichtete Fremdenzimmer standen den Leitern der Gesellschaft zur Verfügung, während Günthers Köchin ausreichend für Verpflegung sorgte. Günther holte die Gäste im Auto von der Bahn. Eine Stunde später sahen die drei Herren in einem größeren Zimmer und betrachteten eine detaillierte Karte des Nordpolgebiets.

„Fast dreitausend Kilometer von hier nach Matina,“ sagte Stratow.

Es war der gewählte Name für die Fundstelle des edlen Metalls. Die im Ogebiet anzulegende Fabrikstadt sollte Petrolea heißen, während das gesamte Neuland die *Dowicimuna Nova Thule* erhielt.

„Das bedeutet für unsere Flugzeuge eine fast fünf Stunden längere Fahrzeit als von Nowaja Semlja aus,“ sagte Nagel. „Bis Petrolea sind es sogar 3600 Kilometer, also gegen 18 Stunden. Eine starke Leistung, die ich unseren Flugzeugführern gern erspart hätte.“

„Ob es möglich sein wird, vor Eintritt der Herbststürme, die wahrscheinlich einen weiteren Luftverkehr ausschließen werden, so viel Material dorthin zu bringen, daß ein größeres Arbeitskommando die lange Winternacht da verbringen kann, scheint mir noch zweifelhaft,“ meinte Günther.

„Das wird und muß gelingen!“ rief Nagel fast bestig. „Glauben Sie, ich will neun Monate nutzlos verlieren? Ich selber werde mit den Freiwilligen, die sich mir anschließen, den Winter über dort bleiben. An Arbeit wird es uns nicht fehlen, und wenn Sie im nächsten Sommer wieder die Verbindung mit uns aufnehmen, werden Sie sehen, was wir geleistet haben.“

„Wann soll demnach die erste Staffel abfliegen?“ fragte der ungeduldige Günther.

„So schnell wie möglich!“ rief Nagel kurz entschlossen. „Doch halt! Wir vergessen ja die Hauptsache. Sanders muß sofort benachrichtigt werden. Ohne ihn könnte das ganze Unternehmen scheitern.“

„Ich ersuchte ihn bereits mehrfach, nach Uralst zu kommen,“ sagte Stratow. „Auf mein letztes Telegramm nach Saratu erhielt ich die Antwort, er käme, sobald er dringend gebraucht würde. Augenblicklich habe er noch in Rumänien zu tun.“

„Dann müssen wir ihm sofort dringend telegraphieren!“ rief Nagel. „Wie ärgerlich, daß wir jetzt erst daran denken!“

„Wir rechneten ja mit einem viel späteren Beginn,“ warf Günther ein.

„Wenn er nur kommen wird,“ meinte Stratow. „Ich fürchte, unser Freund spielt ein wenig den Herkules bei Omphale. Hoffentlich wird sie ihm nicht seine Loden abgeschnitten haben!“

„Sie glauben doch nicht, daß die Fürstin ihn zurückhalten könnte?“ fragte Nagel. „Sie war aufrichtig begeistert für unser Unternehmen.“

„Warten wir ab!“ meinte der Russe. „Sodennfalls wollen wir sofort telegraphieren.“

Zweites Kapitel.

Schreiben des Berichterstatters des „Berliner Generalanzeigers“ aus Bukarest an seine Zeitung in Berlin.

Ihrem Auftrage gemäß begab ich mich gestern nach Schloß Saratu, um Herrn Sanders zu interviewen. Da ich mich telephonisch angemeldet hatte, wurde ich alsbald empfangen. Der berühmte Wünschelrutengänger bewohnt ein sehr hübsch eingerichtetes Appartement, bestehend aus Arbeitszimmer, Schlafzimmer und Bad, das ihm die Besitzerin des Schlosses, die Fürstin Linda Labory, eingeräumt hat.

Sanders ist ein frisch aussehender Mann in den vierzigern, dessen stark gebräunte Hautfarbe die häufige Beschäftigung in freier Luft beweist. Unser Gespräch verlief etwa folgendermaßen:

Ich: „Würden Sie mir zur Veröffentlichung im „Berliner Generalanzeiger“ einige Angaben zur Verfügung stellen?“

Er: „Bitte, fragen Sie.“

Ich: „Sind Sie mit dem Erfolg Ihrer Tätigkeit hier in Rumänien zufrieden?“

Er: „Ich habe viel gearbeitet, seit ich hier bin, und manches erreicht. Zunächst war ich für die anglo-rumänische Petroleumgesellschaft tätig. Die letzten drei sehr ergiebigen Ölbohrungen wurden von mir angelegt.“

Ich: „Sind die Gerüchte zutreffend, daß Sie bei Ihrem Nordpolflug im vorigen Jahre ein überaus reichhaltiges Platinlager dort oben entdeckten?“

Er: „Wir haben keinen Grund, es länger zu verheimlichen.“

Ich: „Sind Sie an der Gesellschaft zur Ausbeutung der Mineralschätze des Nordlandes beteiligt, und glauben Sie an einen pekuniären Erfolg?“

Er: „Beides kann ich bejahen.“

Ich: „Es heißt, daß dieses Jahr der Flug nach Nova Thule, wie Sie das neue Nordland getauft haben, von Nova Semlja stattfinden soll.“

Er: „Soeben erhielt ich ein Telegramm, welches besagt, daß der Abflug von Archangelsk vor sich gehen wird.“

Ich: „Ist der genaue Zeitpunkt bereits festgesetzt?“

Er: „Man wartet nur auf mein Eintreffen, dann kann es jeden Tag losgehen.“

Ich: „Also werden Sie sofort abreisen?“

Er: „Es handelt sich hier leider um eine höhere Gewalt. Gern würde ich sofort die Reise antreten, aber die alten Malariakeime haben die Wirksamkeit meiner Rutentätigkeit derart herabgesetzt, daß ich einer längeren Erholung bedarf.“

Ich: „Also muß man den Beginn des Unternehmens verschieben?“

Er: „Es wird nichts anderes möglich sein.“

Ich: „Wenn aber der Sommer zu weit vorschreitet, dann werden Sie in diesem Jahre zu keinem Resultat mehr kommen. Bereits Ende August soll die kalte Jahreszeit dort oben beginnen. Verlangen denn Ihre Freunde nicht, daß Sie unter allen Umständen den Versuch machen sollen?“

Er: „Sie verlangen es sogar in der dringendsten Weise. Aber wozu soll ich mitfahren, wenn meine Anwesenheit eher hinderlich als nützlich wäre?“

Ich: „Verzeihen Sie mir, einem Fremden und völlig Unbeteiligten, wenn ich es wage, eine Ansicht zu äußern. Ich denke, Sie sollten trotz Ermüdung und Abspannung den Flug nach Nova Thule mitmachen. Die Augen der ganzen Welt sind in dieser Stunde auf Sie und Ihr Unternehmen gerichtet. Wenn Sie jetzt kleinmütig werden und Ihre Abfahrt verschieben, so wird man Ihnen Ihre schwankende Gesundheit nicht glauben, sondern behaupten, daß Ihre berühmte Entdeckung ein Bluff war, während Ihre Stimmung und damit Ihr Wohlbefinden keine Förderung erfahren. Also heißt es handeln. Auch einen mißlungenen Versuch wird man bewundern. Ein Aufschub oder gar ein Rücktritt von Ihrer Seite fände nur gerechte Beurteilung.“

Di
gestern
Früh
J. hatte
Tische
Belmut
gekragt
war
schienen
seine
1892
Lichten
auf d
krümm
turmer
gesteue
des
lassung
beschäd
vom bl
höhe
befehl
verhan
Einper
Di
ver
for l.
weise
(R.) an
in jede

Nus der Heimat

Halbmonats-Beilage zur „Weißeritz-Zeitung“

Einige Nachrichten über die Strohflechterei in der Dippoldiswalder Gegend zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

(Schluß.)

Das Fabrikat teilte man ein in Bauernhut und Modehut. Der Bauernhut als der älteste Artikel wird wieder eingeteilt in den plattverwandten, der meist ins Brandenburgische, in den nahtverwandten, der besonders nach Niedersachsen geht, in den großen Tirolerhut, der aber um 1800 schon weniger Abgang hatte wie früher, in den gewöhnlichen runden, tellerförmigen Bauernhut und in den Schobhut mit vorn aufgeschlagener Krempe. Die beiden erstgenannten Sorten nannte man auch Kappen oder Kiepen, und sie wurden auch häufig in Sachsen getragen; diesen Namen aber hatten sie von ihrer Gestalt.

Der Modehut wieder zerfiel in zahllose, immer wechselnde Gattungen. Der Form nach sind diese gar nicht zu klassifizieren, denn jede neue Form hatte natürlich ihren besonderen neuen Namen. Dem Materiale nach aber wurden sie hergestellt aus: Geflecht von aufgeschlitzten und geglätteten Halmen; von Binden (oder durchbrochenen), von ganzen, mit Draht und Seide verbundenen Halmen, von sogenannten Patentzeug, welches aus geglättetem Stroh, mit einem Durchschuß von Seide, Holz usw. bestand und ein stoffartiges, äußerst glänzendes Ansehen hatte.

Der Modehut brachte natürlich mehr ein als der ordinäre Bauernhut; dafür gab dieser aber wieder ein beständigeres Verdienst, weil er, der Mode nicht unterworfen, auf Vorrat gearbeitet werden konnte, während jener die Arbeiter oft ganz unbeschäftigt ließ, oder auch beim Wechsel des Geschmacks dem Händler und Kaufmann Schaden brachte. Hüte, die aus der Mode gekommen waren, taugten höchstens zum Verbrennen.

Die meisten Modehüte lieferte Dresden und Kreischa, die meisten Bauernhüte dagegen wurden in Lockwitz und Maxen angefertigt.

Der Absatz erfolgte auf zweierlei Weise: Viele suchten solchen durch den direkten Handverkauf, die Meisten aber überließen das Geflecht den Aufkäufern, welche wöchentlich ein- oder zweimal in den Strohdörfern Umgang hielten und dann ihren Einkauf groben und mittleren Geflechtes gegen einen Groschen vom Thaler Vergütung den Händlern überließen, denn jede Sorte hatte, gleich dem Pfennigsammeln, ihre bestimmten Tage. Das grobe Geflecht war natürlich das schwerste und nahm viel Raum weg, der Aufkäufer desselben mußte es sich daher schon recht sauer werden lassen, wenn er täglich 4 bis 6 Groschen verdienen wollte. Weit besser lohnte dagegen das feine Geflecht, dessen Preis bald steigend, bald

fallend war, und daher von den Aufkäufern nicht gegen Rabatt, sondern nach Gutdünken an die Händler verkauft wurde.

Die Händler kauften entweder die Hüte schon fertig oder ließen solche für ihre Rechnung fertigen, indem sie gleich den Spitzenherren im Gebirge das Material, nämlich Geflechte und Zwirn dazugaben und dann nur die Arbeit, nach Zahl der vernähten Mandel, bezahlten.

Die Händler und Kaufleute, welche in Dresden, Dohna, Kreischa, Lockwitz und in der Brandmühle domiciliierten, sandten ihre Ware entweder unmittelbar ins Ausland oder bezogen damit die Messen. Die bedeutendsten Versendungen geschahen durch Dresdner Fabriken und Großhändler.

Die sächsische Strohhutmanufaktur beschäftigte in etwa 50 Ortschaften wenigstens 5000 Menschen unter den Häuslern, Gärtnern und Auszüglern. Der eigentliche Bauer ließ nur schöben und bloß im Winter von dem Gesinde flechten. Rechnet man, daß von 3000 Personen bei grober und mittler Arbeit täglich je drei Groschen verdient wurde, so ergibt dies im halben Jahre 58 500 Taler; rechnet man ferner, daß von den übrigen 2000 mit feiner Arbeit, wobei die Dresdner Fabriken besonders in Anschlag zu bringen sind, jede Arbeiterin, die es doch immerhin täglich auf 6 bis 8 Groschen brachte, nur regelmäßig im Durchschnitt 4 Groschen täglich verdiente, so gibt dies halbjährlich 51 948 Taler, für beide Klassen der Arbeiter also halbjährlich 110 448 Taler; nimmt man dazu die Sonntage, welche bei der vorstehenden Rechnung nicht mit in Betracht gezogen sind, an denen aber auch nicht wenig Flechtarbeit geliefert wurde, ferner die zahllosen kleinen Artikel, wie Teller, Decken, Tapeten, Kästchen, Etuis usw., so kann man den ganzen Betrag der Manufaktur halbjährlich gern auf 120 000 Taler und mehr veranschlagen. Rechnet man für das andere halbe Jahr, wo die Manufaktur in der Hauptsache ruht, nur noch 10 000 Taler hinzu, so kann man das, was der Nahrungszweig das ganze Jahr brachte, auf mindestens 130 000 Taler veranschlagen.

Die eigentliche Fruchtzeit, wenn man so sagen darf, der Manufaktur dauerte gewöhnlich vom Februar bis höchstens zum Juni. In diesen Monaten konnte freilich kaum genug geschafft werden, dann aber stockte auf einmal der Vertrieb. Die Ernte nahm den größten Teil der Hände in Anspruch, und erst nach derselben kehrte man wieder zum Flechten und Nähen auf Vorrat fürs künftige Jahr zurück. In dieser Periode wurde aber natürlich mehr das stabile, keiner Veränderung unterworfenene Bauerngut hergestellt, da die künftige Mode zu diesem Zeitpunkte noch nicht bekannt war.

Die Strohmanufaktur hatte, nach den damaligen Berichten, so gut wie jede andere ihre eigentümlichen Gebrechen und Klagen. Als am nachteiligsten für dieselbe hebt man die starke Ausfuhr des rohen Geflechtes hervor, wodurch die Löhne für das Nähen dem Lande verloren gingen; sodann klagte man über immer kürzer werdende Weife, über zu lockeres und ungleiches Flechten und über zu schnell gestiegene Zahl der Arbeiter, wodurch für die Landwirtschaft der Nachteil entstanden war, daß es ihr an Gesinde fehlte und solches wesentlich verteuert ward. Man beschuldigte auch die Mode mit ihrem so häufigen Wechsel der Schä-

digung der Manufaktur, allein wohl sehr mit Unrecht, denn eben ihre Unbeständigkeit versprach derselben sowohl Dauer wie größeren Umtrieb.

Die guten Seiten des Gewerbes fand man hauptsächlich darin, daß dasselbe einestheils dem Lande große Summen erhielt, andererseits sogar noch größere hereinzog; daß es mehrere tausend Personen, besonders weiblichen Geschlechts, vom Kinde bis zum Großmütterchen, Gesunde wie Kränkliche, ernährte und beschäftigte; daß es nicht aus Mangel an Material ins Stocken kommen konnte; daß es nicht, wie z. B. damals das Baumwollengewerbe, vom Auslande hinsichtlich des rohen Stoffes abhing; daß das hohe Alter desselben gewissermaßen auch für dessen Fortdauer bürgte (was sich ja auch in vollem Umfange bewahrheitet hat); daß es wenig Rivale im Auslande hatte, und daß es endlich ein Material in Tonnen Goldes verwandelte, welches außerdem lediglich auf dem Düngerhaufen verfault wäre. Der letztere Punkt — wiewohl gerade daraus Manche der Manufaktur einen Vorwurf wegen Schmälerung der Düngemittel machen wollten — gab derselben nach der ausgesprochenen Ansicht jener Zeit in mancher Hinsicht einen Vorzug vor dem Bergwesen, Kattun-, Tuch-, Zeug-, Strumpf-, Musselin- und Spitzenmanufaktur, deren Material von Haus aus kostbarer war, wie der einfache Strohalm.

Die Stroharbeiten rechnete man um 1800 zu einem der vorzüglichsten Erwerbszweige des weiblichen Geschlechts von Dresden. Dieses war der Hauptniederlagsort, von wo aus die meisten Hüte und Flechtforten der benachbarten Dörfer versendet wurden. Aber auch in Dresden selbst verfertigte man diese Sachen in Menge, und man muß Dresden zugleich als die Quelle ansehen, aus welcher, durch Erfindung neuer Modelle, durch Verfeinerung der Ware, durch sinnreiche Vervielfältigung der aus Stroh und beigemischtem Material zu fertigenden Patentzeuge immer neues Leben in diesen Industriezweig und in die Umgebung ausströmte. Während es früher in Dresden kaum zwei bis drei Strohhuthandlungen gab, finden wir um 1800 mehr als 10 Grosso-Handlungen. In den Jahren 1800 bis 1803 wurden laut den damaligen Accisebüchern für mehr als 25 000 Talern an Strohwaren verfertigt und versendet.

Wie schon weiter oben erwähnt, brachte bereits im 17. Jahrhundert eine Schulmeistersehefrau aus Lockwitz das Strohslechten nach Trebnitz, einem damals ansehnlichen Pfarrdorfe bei Wittenberg, ein Beweis, wie alt diese Manufaktur in unserer Gegend ist. Trotzdem sich in Trebnitz und Umgegend zeitweilig an 400 Menschen damit befaßten, scheint sie doch nicht ganz heimisch geworden zu sein, denn um 1800 wird sie als bereits im Erliegen geschildert und zwar weil bei der Konkurrenz, die Dresden und Sachsen im Allgemeinen bereitete, nichts mehr zu verdienen war, theils weil durch Sperrung der alt-preussischen Grenze der Zusammenhang mit Dresden, als dem Hauptversandorte, abgeschnitten wurde.

Einigen Bemerkungen zufolge scheint die Strohslechterei damals bis in die Gegend von Wilsdruff betrieben worden zu sein, doch war Kreischa unzweifelhaft lange Zeit der Mittelpunkt der ganzen Industrie.

(Ergänzend sei hier erwähnt, daß sich in dem kleinen, aber hochinteressanten Heimatmuseum in Schmiedeberg das alte Musterbuch der Strohhutfabrik von E. Treutler in Naundorf befindet. Man staunt, wieviel verschiedene Geschlechte schon damals gefertigt wurden.)

befehl
verhan
Einspru
Di
v e r e i
for i.
weise (R.) au
in jede
haben.
Raben
lassen,
ferials
Mit se
das Lo
Hütte
2. Okt
einen
künstle
zubalte
auf die
Kriege
später
die Ka
spricht.
—
S ch f
halten
1/2 U
währe
im Ca
—
reicher
und no
eifrig
Als Z
hat er
liche
Gutes
seine
Abhal
hat nu
gepein
Ende
einer
an der
lichter
antraf
kundg
die se
das be
—
konnt
mark
Arbei
P
wird
Dahle
Seifer
eine S
veran
Ausste
und v
ders i
bekan
die H
stellun
E
kurzer
neue
diesjä
eingef
Am n
Inserc
S
radfab

Das Dippoldiswaldaer Schloß.

Von Siegfried Störzner, Dresden.

(Fortsetzung.)

13. Der Klepperstall.

Nachdem die Herzöge Albrecht und Georg der Bärtige zahlreiche Adelsgüter im östlichen Erzgebirge an sich gebracht und Kurfürst August die Besitzungen der Herren von Maltitz und besonders 1564 von den Herren von Bernstein-Bärenstein riesige Waldungen erworben hatte, wurde Dippoldiswalde der Sitz eines Amtes. Der Landesherr ließ nun die Burg zu einem Jagdschloß einrichten und umbauen. Dabei mußten besonders große Stallungen für das zahlreiche Gefolge geschaffen werden, sogenannte Klepperställe. Sie nahmen den Marstall auf, wenn der Kurfürst mit dem Hofstaat hier weilte, um in den umliegenden Waldungen zu jagen, was nun häufig der Fall war. Dem Fürsten gehörte die hohe Jagd. Und gerade die sächsischen Herrscher des 16. und 17. Jahrhunderts waren gewaltige Nimrode vor dem Herrn, deren Jagdstrecken von ihren Nachfolgern nicht wieder erreicht wurden. So waren neben der Dippoldiswaldaer Heide der Weicholdswald bei Bärenstein und die riesigen Bärenburger Wälder nebst den Altenberger Forsten ein beliebtes Jagdgebiet der Landesherren.

Als im Siebenjährigen Kriege in Dippoldiswalde wiederholt starke Truppenteile kantonierten, so die Preußen unter dem Befehle des Prinzen Heinrichs, Friedrichs des Großen Bruder, aber auch die Oesterreicher, waren ihnen die großen Klepperställe für die Unterbringung der Reiterei natürlich sehr willkommen. Doch bemühte sich Freund wie Feind, bei dem mehr oder minder freiwilligen Verlassen der Stadt alle Ställe und Quartiere nach Kräften zu demolieren, um dem anrückenden Gegner möglichst wenig Brauchbares zu hinterlassen. So mußten denn die Klepperställe damals auf Befehl der verschiedenen Heerführer vom Amte aus mehrfach „wiederum in stand gesetzt werden“, wodurch z. B. nur zu einer Reparatur des Gebäudes 23 Reichstaler 15 Groschen 2 Pfennige aufzuwenden waren.

Ueber dem Klepperstalle befanden sich die Schüttböden. Sie waren zum Aufspeichern des Zinsgetreides und anderer „Amtszinsfrüchte“ bestimmt. Natürlich wurden sie von jeder ins Städtchen einrückenden Truppe derart geplündert, daß beim Abzug kein einziger Sack Getreide mehr auf dem Boden zu finden war.

Dazu wurden häufig von den Soldaten Schindeln abgedeckt, Bretter und Dielen herausgerissen, ja selbst Balken und Säulen abgesägt, um sie im Lager zu verwenden. Bei der Retirade, dem plötzlichen Rückzug einer Heeresabteilung, riß man sogar die Dächer ein. Auch ward bei dieser Gelegenheit der Klepperstall durch Feuer schwer geschädigt.

Als 1765 der Landbauschreiber Frank das Dippoldiswaldaer Schloß im Auftrag der Landesregierung eingehend auf seinen baulichen Zustand untersucht, findet er den Klepperstall so baufällig, daß er in seinem Gutachten zum Abbruch ratet, da dem Gebäude der Einsturz drohe.

(Fortsetzung folgt.)

2
Sal
Bauer
wand
besond
1800
den, f
ner K
oder
Name
De
Der J
hatte
aber
glätte
Draht
ches o
bestan
hut; d
der M
rend j
sel des
die au
Bauer
den di
Aufkä
Umgar
gegen
denn j
Das g
weg, d
den lo
besser

gutes,
D
am die
Felle
en
ld
er Post
ol. 188
Kar-
e . ff.
Pfer-
urken
eln
ing